

## Interview mit Luigi Toscano

MANNHEIM - Von Mannheim in den „Big Apple“: Das Projekt „Gegen das Vergessen“ des Fotografen Luigi Toscano erregt international immer größere Aufmerksamkeit. So wird am 22. Januar im New Yorker Hauptquartier der Vereinten Nationen eine Ausstellung mit 50 Bildern von Verfolgten des NS-Regimes gezeigt. Unsere Zeitung hat mit dem Künstler über die aktuelle politische Kultur gesprochen und darüber, wie der Mannheimer rein zufällig zwei alte Schulkameraden zusammenbringen konnte.

Herr Toscano, von der Ausstellung in der Alten Feuerwache bis hin zum UNO-Hauptquartier – sind Sie über den Erfolg Ihres Fotoprojektes selbst überrascht?

### • ZUR PERSON

Luigi Toscano ist 45 Jahre alt und lebt in Mannheim. Vor seiner Zeit als Fotograf und Filmemacher war er Dachdecker, Türsteher und Fensterputzer. Er bezeichnet sich selbst als Autodidakt. Ausstellungen von ihm waren bisher unter anderem in Stuttgart, Berlin und Kiew zu sehen.

Für sein Projekt „Gegen das Vergessen“ hat Luigi Toscano 200 Porträts von Holocaust-Überlebenden angefertigt, 50 davon werden vom 22. Januar bis zum 1. März im UNO-Hauptquartier in New York zu sehen sein. Zu dem Projekt gibt es neben einem Bildband (Edition Panorama) das gleichnamige Filmprojekt, das inzwischen für die Berlinale und andere Filmfestivals wie das Dok.Fest München eingereicht wurde. Mehr im Internet unter <http://gegen-das-vergessen.gdv-2015.de/de>.

Absolut. Ich kann die Tatsache, dass ich eine Ausstellung in New York eröffne, noch gar nicht richtig greifen. Das ist ein absolutes Highlight, das ich stündlich vor mir herschiebe. Ich funktioniere einfach nur und baue die Ausstellung gerade auf. Für die symbolische Bedeutung habe ich momentan keinen Kopf. Es ist krass (schmunzelt).

Wie kam es denn zum Ausstellungsort New York?

Die deutsche Generalvertretung in New York und die Deutsche Botschaft in Washington haben mein Projekt schon aufmerksam verfolgt, gemeinsam waren wir auf der Suche nach einem symbolträchtigen Ort. Im Falle des UNO-Hauptquartiers gab es einige Hürden zu nehmen, denn als Einzelkünstler darf man dort gar nicht ausstellen. Daher habe ich mich mit dem Haus der Wannsee-Konferenz Berlin zusammengeschlossen, das wiederum wissenschaftliche Beiträge über die Wege zum Massenmord in Form von Tafeln zeigen wird.

Wie kommen die Bilder, die Sie zeigen werden, heile in Amerika an?

Die 50 großformatigen Porträts, die zu sehen sind, werden in den USA hergestellt. Mit zwei Bekannten baue ich die Bilder im Außen- und Innenbereich des UNO-Hauptquartiers auf. Somit habe ich für jedes Ausstellungsland, in dem ich bislang war, ein „Paket“ an Porträts. Das hat schon in der Ukraine funktioniert und wird hier nun auch so sein. Nach New York ist Washington an der Reihe, außerdem habe ich sechs weitere Stationen ins Auge gefasst.

Der DGB-Vorsitzende Reiner Hoffmann würdigt in einem Videobeitrag auf Youtube Ihr Projekt an der Berliner Sophienkirche als besonderen Beitrag für die Erinnerungskultur in Deutschland. Haben Sie den Eindruck, dass auf künstlerische Ebene zu wenig für das Thema Erinnerungskultur getan wird?

Auf filmischer Ebene ist das Thema sehr gut abgearbeitet, ich denke da vor allem an Spielbergs „Schindlers Liste“. Ich gebe anderen Künstlern aber gerne Ratschläge, wie sie das Thema beispielsweise aufstellungstechnisch darstellen können. Erst kürzlich hatte ich einen Jugendlichen kennengelernt, der Statuen gebaut hat und keinerlei Erfahrungen darin hatte, wie er sie positionieren soll. Dabei helfe ich. Ich merke aber, dass das Thema für manche Künstler schwierig ist. Kommerziell bringt es ihnen nicht viel oder sie fühlen sich verloren, weil schon andere vor ihnen etwas zur Erinnerungskultur beigetragen haben.

Seit unserem letzten Gespräch hat sich politisch viel verändert. Welche Gefühle löst es bei Ihnen aus, wenn ein Alexander Gauland sagt, man dürfe wieder stolz sein auf die Leistungen deutscher Soldaten in zwei Weltkriegen?

Das geht gar nicht. Gerade für mich, der ich in Babij Jar war und weiß, welche Verbrechen auch Wehrmachtssoldaten dort begangen haben. Da kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie hier „Leistungen“ in ein positives Licht gerückt werden sollten. Grundsätzlich bin ich sehr erschrocken darüber, mit welcher Leichtfertigkeit heute Ressentiments gebildet werden. Das spüre ich seit zwei, drei Jahren. Mich erstaunt vor allem, mit welchem Selbstverständnis bestimmte Begriffe verwendet werden.

Etwa, wenn Frauke Petry ihr Faible für das Wort „völkisch“ entdeckt.

Genau. Ich verstehe meine Arbeit als ein „Paroli bieten“, in aller Deutlichkeit.

Sie haben sich mit einigen der Porträtierten bestimmt über das Thema AfD unterhalten. Wie waren die Reaktionen nach der Bundestagswahl 2017?

Das war eine Mischung aus Schreck und Enttäuschung. Unmittelbar zu den Vorbereitungen für die Ausstellung in der Sophienkirche habe ich zwei neue Protagonisten porträtiert: Margot Friedländer und Walter Frankenstein. Beide waren sehr erschrocken – vor allem darüber, dass es damals nicht viel anders war. Herr Frankenstein meinte: „Wie bescheuert muss man sein, um aus Protest irgendetwas zu wählen?“ Denjenigen sei nicht bewusst, in welche Gefahr sie sich begeben können. Er ist auch sehr unzufrieden mit der Demokratie – eben weil eine Partei wie die AfD nun im Bundestag ist.

In Ihren Arbeiten für „Gegen das Vergessen“ haben Sie zwei alte Schulkameraden zusammenführen können. Wie passierte das?

Das war eine unglaubliche Aneinanderreihung von Zufällen. Durch die Berichterstattung zur Berliner Ausstellung hat Walter Frankenstein seinen alten Schulfreund Horst Sommerfeld wiedererkannt. Völlig unbewusst hatte ich beide Porträtbilder vor der Sophienkirche nebeneinandergestellt, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass sie sich kennen. Freunde von Walter Frankenstein, der in Stockholm lebt, haben ihn auf einen Zeitungsartikel aufmerksam gemacht, in dem beide auf einem Bild zu sehen waren. Diese verrückte Aneinanderreihung hat letztlich dazu geführt, dass beide wieder Kontakt zueinander aufnehmen konnten.

Haben sie sich also getroffen?

Nein, Horst Sommerfeld geht es momentan nicht gut, die Erinnerungen sind ihm auch nicht mehr so präsent. Aber sie haben telefoniert, und Frankenstein hilft ihm dabei, die Erinnerungen am Leben zu erhalten. Ich freue mich schon darauf, wenn sie sich wiedersehen.

Es wird der Tag kommen, an dem alle Porträtierten tot sein werden. Was dann?

Dass Porträtierte sterben, findet ja statt. Das habe ich aktuell in der Ukraine in Perejaslaw erlebt. Dort kehrte ich zwei Jahre, nachdem ich dort Überlebende porträtieren durfte, in den Park der Stadt zurück. Manche von ihnen lebten da schon nicht mehr. Ich fand es aber schön, dass deren Angehörige gekommen sind, um der Verstorbenen (Anastasia) zu gedenken. Sie haben einen Altar mit kleinen Gaben aufgebaut, ein sehr bewegendes Ritual. Und zur eigentlichen Frage: Ich werde weitermachen, das Projekt erweitern und die Gelegenheit nutzen, um in Amerika weitere Protagonisten zu porträtieren. **Spannend ist auch, in Zusammenarbeit mit Institutionen wie dem Haus der Wannsee-Konferenz die Aufklärung weiter vorantreiben.** Zur Ausstellung in Berlin gab es beispielsweise auch Guides auf Arabisch für muslimische Besuchergruppen. Am Ende haben sich eine Muslima und Margot Friedländer an den Händen gefasst. Das war ein Bild – ohne Worte!

Wie weit sind Sie mit dem gleichnamigen Filmprojekt?

Der Film ist fertig und für die Berlinale eingereicht. Wir warten nur darauf, dass er genommen wird. Parallel haben wir ihn auch für andere Festivals wie dem Dok.Fest in München eingereicht. Es wird also spannend.

Das Interview führte André Heuwinkel.